



Rede von Prof. Dr. Dr. h.c. Werner Spies, Vertreter des Deutsch-Französischen Kulturrates auf dem Runder Tisch zum Thema: „Kulturelle Vielfalt als Quelle der Kreativität: Kulturgüter, audiovisuelle Politik und Globalisierung“ am 21.11.2003

Kulturtransfer in Europa

Ich gehe davon aus, daß wir- in Gegensatz zu dem Harmoniegedenke-Distanz brauchen. Es geht um die Notwendigkeit und Anerkennung des Fremden als Fremdes. Was sind die großen Herausforderungen für eine Zusammenarbeit, wie weit kann hier die Verpflichtung gehen, ohne daß Übersicht und Effizienz verloren gehen? Dazu nur zwei Punkte. Der eine betrifft die grundlegende Ausrichtung und der zweite die persönliche, konkrete Arbeit. Mehr und mehr rücken Begriffe wie interkulturelle Beziehungen, Hinwendung zu außereuropäischer Kunst, fremden Literaturen in den Mittelpunkt der Debatten. Dies gehört gewissermaßen zur aufgeklärten Anthropologie des europäischen zwanzigsten Jahrhunderts. Die intellektuellen und moralischen Vorgaben einer Hinwendung an das Fremde wurden von Forschern wie Lévi-Strauss nicht nur auf theoretische, sondern auch auf existentielle Weise vorgeführt. Es gibt historisch gesehen sicherlich ein instrumentales Interesse am Anderen und Fremden. Dieses Interesse am Nichteuropäischen, am Fremden diente in erster Linie dazu, ästhetische Reserven aufzuspüren, von denen der Kunstbetrieb zehren könnte. Hier entdeckten die Fauves oder die Expressionisten und ihre Nachfolger unbekannte, nicht zuletzt morphologische Modelle für die eigene Arbeit. Ein bedeutender Teil der Kunst- und Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts geht auf eine derartige Indienststellung der Differenz zurück. Zumeist bleibt dies nicht mehr als ein Zitat, das das Exotische und Fremde unterstreicht.

Der Mimetismus in den Ateliers, im Theater hat zu zahllosen Übernahmen animiert. Allein der Surrealismus hat zu einer tieferen Reflexion aufgerufen. Hier ging es nicht um stilistische Fragen. André Breton und seine Freunde zogen das Fremde keineswegs nur wie die Stilkünstler des zwanzigsten Jahrhunderts als Material, als Zitat heran. Sie suchten, das zeigen so pointierte Formulierungen wie André Bretons „l’œil à l’état sauvage“, Verblüffung und Unbekanntes, um das Zweckdenken transzendieren zu können. In diesem Umkreis begegnen wir den Kategorien, mit denen sich nicht zuletzt der Verzicht auf eine normative Geschichtsvorstellung beschreiben läßt. Im Mittelpunkt steht der Bezug zum Leben, zu den unterschiedlichsten Formen von Leben. Diese werden entdeckt, etikettiert und der vermeintlich kulturellen und psychologischen Einzigartigkeit europäisch westlicher Daseinsform entgegengehalten. Dies erscheint als Voraussetzung für das außergewöhnliche Interesse am anderen. Die systematische Sorge um das Andere, - das verloschene oder untergehende Andere - ist das, was diesen Arbeiten ihre unerhörte und unersetzliche Energie zuweist.

Die Auflehnung gegen das Gewohnte, die Herkunft, nicht ein nostalgisches Interesse an den Dingen und Ordnungen, die zu verschwinden drohen, steckt hinter dieser Auseinandersetzung. Doch können wir als Ziel der Arbeit in Museen, Galerien, Opern, Konzertsälen, Theatern und Verlagen grundsätzlich den Verzicht auf kulturelle Distanz angeben? Wohl kaum wenn wir Spannung und Herausforderung als Grundprinzipien kulturellen Verhaltens ansehen. Denn letztlich sind auch die generösen Pioniere der Empathie wieder zu einer Definition von Kultur zurückgekehrt, die die eigene Geschichte, Sprache und Verhalten privilegiert. Dahinter steht die Feststellung von der Zerstörung der Welt durch Angleichung an eine Monokultur, die fast nichts von dem, was sich, noch im Abstand zu unserer eurozentrischen Sicherheit erleben ließ, unangetastet gelassen hat. Das UNESCO-Syndrom, überall wirken zu müssen und wirken zu können, hat skeptisch gemacht. Erschütternd fällt das Fazit des Ethnologen aus: „Reisen, was ihr uns in erster Linie vorführt: unseren Dreck, den wir der Menschheit ins Gesicht geworfen haben.“ Ich glaube, darüber gilt es nachzudenken. Was spricht dafür, daß die demokratische westliche Welt allein dazu bereit sein sollte, in einem Akt der Einfühlung ihre Gewohnheiten und Glauben aufzulösen?

Denn wir brauchen eben das, was man die animierende Differenz nennen möchte. Und um diese einzusetzen, sind wir auf die Naheinstellung, die Kenntnis angewiesen, nicht auf das generalisierende Mitleid. Wichtiger als grundsätzliche Statements erscheint folglich die Erkenntnis konkreter Fremdheiten und Verschiedenheiten. Dazu ein Hinweis, der sich modellhaft auf die Beziehung Deutschland- Frankreich beschränkt. Wir haben es hier mit wichtigen Reserven der Faszination zu tun, ja wohl um die Hauptfaszination in Europa. Führen wir an, was ein Brite in einer mehr als zweitausend Seiten umfassenden „Geschichte der französischen Leidenschaften“ notiert hat. Seine Darstellung beschäftigt sich mit dem Zeitraum, der zwischen den Jahren 1848 und 1945 liegt. Der Autor resümiert: „Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland drückten sich in einer Haßliebe aus, die die Franzosen ständig quälte und frustrierte. Denn wenn sich Frankreich einmal mit einem Land vermählt hatte, dann gewiss mit Deutschland. Die drei Kriege, die beide Länder gegenseitig führten, konnten die wechselseitige Faszination nicht zum Verschwinden bringen. Verglichen damit blieb das Interesse Frankreichs an England allenfalls ein Flirt.“ Dieses Urteil eines Außenstehenden fordert dazu auf, nach den Gründen der Faszination zu fragen. Nicht in der Angleichung, im Abstand, im Abstand von Bedeutung liegen deren Reserven. Was in der Literatur, in Kunst, Theater, Musik, im Film den Franzosen oder den Deutschen interessiert, kann sich, wenn wir näher hinschauen, weiterhin auf eine Energiequelle verlassen: auf das wechselseitige Gefälle an Eigenem und Schwerübersetzbarem.

Alles fasst ein Satz zusammen, den Kafka 1910 in seinem Tagebuch notierte: „Wenn die Franzosen ihrem Wesen nach Deutsche wären, wie würden sie dann erst von den Deutschen bewundert werden.“ Es ist diese Unüberbrückbarkeit, die als Energiequelle ganz Europa zugute kommen kann. Die Ausstellung „Paris-Berlin“, die ich dank der Mithilfe vieler enthusiastischer Freunde im Centre Pompidou ausrichten konnte, machte hier wohl einen konkreten Anfang. Der Titel sprach von „Übereinstimmungen und Gegensätzen“. Diese Bilanz, die Michel Foucault lapidar als den „Beweis des 20. Jahrhunderts“ apostrophierte, brachte eine Stimmung zustande, die nach und nach den Umgang zwischen Frankreich und Deutschland prägte. Doch dabei wurde eben deutlich: es ist nicht möglich und wünschenswert ist, einfach, nur dem guten Willen unterworfen, eine Art von kultureller Konvergenz zu konstruieren. Auch der deutsch-französische Kulturbegriff kann nur in der Differenz bestehen.

Es wird, und das ist das Hauptargument immer zwei Sprachen, immer zwei verschiedene Modi zu denken, zu reden und zu träumen. Hier kann man etwas tun: es ist die Pflicht der Politiker, nicht zu übersehen, daß Goethe oder Fontane französisch sprachen und Nerval deutsch. Es ist nicht nur komisch, sondern ein demoralisierender Anblick, wenn deutsche und französische Politiker als englisch sprechende Schausteller ihrer Innigkeit auftreten. Ich bin überzeugt, daß das konkrete, privilegierte Verhältnis, das nach und nach entstanden ist, dazu führen kann, andere Nationen zu ähnlichen Allianzen aufzufordern. Und darum geht es, um konkrete, über die generelle Freundlichkeit hinausreichende Auseinandersetzung mit dem Anderen. Dies versuchte ich konkret im Centre Pompidou zu verwirklichen. Um die entscheidenden Lücken der Sammlung zu schließen, bat ich für einige Zeit deutsche, europäische Museen aus ihrem Bestand Arbeiten auszuleihen, die im Centre fehlen, um die Geschichte des Jahrhunderts zu schreiben. Ein derartiger „Botschafteraustausch“ könnte, sollte zur Regel werden.

In diesem Bereich der Zusammenarbeit gibt es kein definitives Ziel, keine Bilanz, mit der wir uns zufrieden geben dürfen. Ich denke an weitere Projekte. Ich möchte, auf Wunsch von Jean-Jacques Aillagon das 20. Jahrhundert bis heute, so wie es sich in Deutschland und Frankreich ablesen lässt, in Paris und in Berlin vorstellen. Diesmal nicht mehr wie „Paris-Berlin“ unter dem Titel „*Rapports et contrastes*“, sondern unter dem Titel „*une passion européenne*“.